

V.

Der freundliche Beistand, welchen die Chariten in Bethätigung ihres gütigen Wesens dem Dichter leihen, wird von Hesiod angedeutet, von Pindar des näheren ausgeführt, von Theokrit, einem der letzten klassischen Dichter Griechenlands, in einer derben, dem Geschmack wenig zusagenden Weise übertrieben. Hesiod, der durch seinen Geburtsort Askra wie durch seine Grabstätte in Orchomenos recht eigentlich der Kopaislandschaft angehört, kommt in seiner Theogonie Vers 62—68 auf die Mäusen zu sprechen, „welche die Gesetze aller Dinge und die Naturen der Unsterblichen besingen; nicht weit vom obersten Gipfel des schneeigen Olympus liegen ihre glänzenden Spielplätze und schönen Behausungen; und neben ihnen haben die Chariten und der Liebreiz ihre Wohnungen in der Fülle der Freuden.“ Dem nahen Zusammenwohnen der sinnenden Mäusen mit den fröhlichen Chariten liegt der Gedanke zu Grunde, daß die Poesie außer einem erhabenen Stoff auch noch der Kunst lieblicher, gewinnender Darstellung bedarf, um volle Wirkung zu erzielen. Auf ebendieselben zwei Erfordernisse legt auch Pindar das größte Gewicht und in mannigfaltigen Bildern malt er die Unterstützung und Anregung aus, mit welcher Mäusen und Chariten dem Dichter bei Abfassung des Liedes und beim öffentlichen Vortrage an die Hand gehen, damit etwas Vollkommenes geschaffen werde. Etwa zweihundert Jahre nach Pindar dichtete Theokrit, der berühmte Meister der sizilischen Hirtenpoesie, ein Lied auf die Chariten, welches in die Sammlung seiner Schriften als sechzehnte Idylle aufgenommen ist. Das Gedicht leidet sehr unter dem übelgelaunten Ton, der es beherrscht und nicht eben genußreich zum Lesen macht; Theokrit beklagt sich darin bitter über die geringe Anerkennung, die seine Kunst bei den Zeitgenossen findet; um das schönste Gedicht geben sie nicht den Grünspan, den sie von ihrem Geld abschaben, ruft er aus und um recht grell zu zeigen, daß ein solches Benehmen eine Mißhandlung des Höchsten und Edelsten, ja der Gottheit selbst in sich schließt, kleidet er seine Lieder durch eine kühne Allegorie

in die Person der Chariten und läßt diese von Thür zu Thür bei den geldgierigen Reichen anklopfen, meistens aber schmähsch abgewiesen werden. „Dann gehen sie unmutsvoll mit bloßen Füßen wieder nach Hause, wo sie mir hart verweisen die eitle Mühe des Ganges; wiederum mit Verdruß am Boden des leeren Kastens harren sie, niedergebeugt auf die kalten Kniee das Antlitz.“ Gegen Schluß der Idylle wird diese Personifikation wieder aufgegeben, die Chariten werden in ihren Rang als himmlische Schutzgeister der Dichtkunst zurückversetzt und Theokrit faßt den großherzigen Entschluß, trotz Not und Kummer sein Leben lang in ihrer Gesellschaft auszuharren; versöhnend schließt er mit den Versen:

Stoßfleische Chariten, Göttinnen, gnädig der Minner
Stadt Orchomenos, die mit Thebä stritt um den Vorrang,
Bis man mich ruft, will ich warten; gerufen aber betret' ich
Guten Mutes das gastliche Haus mit der Kunst meiner Musen.
Doch von euch laß' ich nimmer; denn ohne die Chariten, welchen
Reiz hat für uns noch die Welt? Mit den Chariten leb' ich
und sterb' ich.

Für Theokrit sind also die Chariten ebensowohl wie die Musen Führerinnen durchs Leben, Hort und Schutz der Dichter, Quell und Ursprung der Poesie; und in dieser Eigenschaft müssen sie auch weiteren Kreisen des Volkes bekannt gewesen sein, weil sonst Theokrit einen unverständlichen Ausdruck gebraucht hätte, wo er sagt, seine Chariten d. i. seine Gedichte bringen ihm nichts ein, und wo er verlangt, daß man die Person der Chariten in seinen Liedern ehren solle. Dieselben galten in der That schon lange vor Theokrit, vielleicht schon zur Zeit des Hesiod, als anerkannte Vertreterinnen der Dichtkunst; jedenfalls teilen sie sich bei Pindar mit den Musen in die Ehre, die Führung der hellenischen Poeten übernommen zu haben, nur daß sie von Pindar weniger zur Sorge für die leiblichen als für die geistigen Bedürfnisse seines Standes herbeigezogen werden. Bei Pindar hören wir nichts von Klagen über Zurücksetzung und Verschmähung; er war ja der Vielumworbene, an den sich Könige und Fürsten mit kostbaren Geschenken wendeten, daß er ihnen ein Preislied widme; er schrieb für die Herrscher

Hieron in Syrakus, Theron in Agrigent, Arkeseilas in Kyrene, für ihre Feldherrn und Hofleute, für die reichsten Familien in Griechenland, welche allein die großen Kosten der Beteiligung an den Nationalspielen aufbringen konnten und im Falle des Sieges nicht karg sein mochten gegen den Mann, der ihren Ruhm und ihr Glück verewigen sollte. Daher empfing Pindar für alle seine chorischen Gesänge nicht bloß reichen Geldlohn von den Siegern, welche darin gefeiert waren, sondern oft noch öffentliche Ehrungen von den Städten, in denen sie zum Vortrag kamen; fast in allen bedeutenden Orten Griechenlands hatte er das Bürgerrecht; seine siebente olympische Ode, welche er für den Faustkämpfer Diagoras nach Rhodus lieferte und worin er die Geschichte dieses mächtigen Freistaates behandelt, wurde nach Anordnung der dortigen Behörden auf eiserne Tafeln mit goldenen Buchstaben geschrieben und im Athenetempel aufgehängt; die delphische Priesterschaft lud ihn an großen Festen zum Mahle und räumte ihm einen Ehrensitz im Tempel ein. Er hatte also keinen Grund zur Beschwerde, daß seine Chariten bei den Zeitgenossen nicht die gebührende Anerkennung finden, wohl aber hatte er der Gottheit zu danken für viele und glänzende Erfolge, womit sie ihn, ihren Liebling, auszeichnete. Und dies thut er in vollem Maße, indem er die Vorzüge seiner Dichtungen zum großen Teil auf Eingebung der Chariten zurückführt, die ihm angefangen vom ersten Entwurf seiner Lieder bis zum vollendeten Triumph bei der öffentlichen Aufführung fortgesetzt ratend und helfend zur Seite stehen. Es ist einleuchtend, daß für unsere Frage, das Verhältnis der Chariten zur Poesie betreffend, das Urtheil eines solchen Mannes von entscheidender Wichtigkeit sein muß und darum wollen wir die Stellen, in denen er sich hierüber ausspricht, der Reihe nach vornehmen und uns daraus Aufschluß über seine diesbezüglichen Anschauungen erholen.

Die Siegeslieder oder Epinikien Pindars gehören in die Klasse der Gelegenheitsgedichte und haben deshalb außer dem allgemeinen Zweck, den jede Poesie verfolgt, noch ein besonderes, näheres Ziel anzustreben, nämlich die Ehre des Bestellers zu fördern und seinen Namen in weite Ferne bekannt zu machen. Pindar glaubt nun

diesen Zweck am besten zu erreichen, wenn er die allgemeine Aufgabe der Poesie befriedigend löst und aus Gedanken, Sprache, Rhythmus und Musik ein Kunstwerk schafft, das auf die Zuhörer mit zündender Gewalt wirkt und sofort ihre Liebe und Bewunderung gewinnt. Dadurch lenkt der Dichter die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes auf seinen Helden und für lange Zeit beschäftigt sich alles mit dessen Person und Verdiensten; Denken und Reden ist in Anspruch genommen von dem tiefen Eindruck, den sein Lob in der Öffentlichkeit hinterlassen hat; die Erinnerung führt immer wieder darauf zurück, von der herrlichen Feier seines Sieges zu sprechen und allerorts zu rühmen, was man über ihn Schönes aus dem Munde des weisen Sängers vernommen hat; das Gerücht beginnt seine wundersame Thätigkeit und überhebt den Dichter jeder Sorge um das Gelingen seines Auftrags; denn sowie er einmal das Feuer der Begeisterung zu solcher Höhe gebracht hat, daß der tausendfältige Hauch der Jama über die angefachten Flammen herstürzt, wachsen Ruhm und Ehre mit unbegreiflicher Schnelligkeit riesengroß. In einem kühnen Bilde veranschaulicht uns die neunte olympische Ode Pindars diesen Vorgang; der Dichter hat sie einem Ringkämpfer aus Opus im Lande der epiknemidischen Lokrer gewidmet und sagt in der ersten Epode dieses Gesanges, er werde die ganze Stadt mit seinem Liede in Brand stecken, und gleichwie die Röthe einer Feuersbrunst im Augenblick über Land und Meer hin einem jeden verkündigt, was geschehen ist, so werde sein Lied schneller als jeder andere Bote ganz Griechenland fund thun, daß zu Opus ein olympischer Sieger erstanden ist:

So will ich, indem ich die liebe Stadt
Mit der Glut feuriger Lieder entflamme,
Noch schneller als ein edles Roß
Und als ein mit dem Winde fliegendes Schiff
Überallhin die Siegesbotschaft tragen,
Wenn ich anders mit berufener Hand
Der Chariten köstlichen Garten pflanze;
Denn sie gewähren alle Bönne; und gut und weise
Werden die Menschen immer nur mit Gottes Willen.

Mit großem Selbstvertrauen spricht hier Pindar im voraus von der mächtigen Wirkung seines Gesanges, verbindet aber damit in wohlthuernder Bescheidenheit das Eingeständnis, daß er den Anforderungen des übernommenen Auftrags nur mit Hilfe der Gottheit gerecht werden könne; mit ihrer Unterstützung allein vermag er etwas zu schaffen, was die Herzen erwärmen und den Ruf des Siegers heben und ausbreiten muß. Wenn er für diese Gottheit, auf deren Beistand er hofft, in unserem Lied den Namen der Chariten nennt, wenn er aus ihrem Garten eine Blume zu reichen verspricht, so liegt darin eine besondere Beziehung auf den nachfolgenden Inhalt des Liedes eingeschlossen; dasselbe behandelt nämlich das zarte Thema treuer Freundschaft, wie sie zwischen dem Ringer Epharmostus stattfand, an den die Ode geschickt worden ist, und zwischen seinem Landsmann Lampromachus, der ebenfalls den athletischen Künsten ergeben war und schon früher einmal in den irthmischen Spielen am gleichen Tage mit Epharmostus gesiegt hatte. Pindar hinwiederum war durch gegenseitige Gastfreundschaft mit Lampromachus verbunden und so führten ihn die Umstände auf die Wahl eines Gegenstandes, dessen dichterische Behandlung für die Opuntier ebenso schmeichelhaft wie für die beiden siegreichen Kämpfer ehrenvoll war. Die Ode greift nämlich zurück auf die Blütezeit von Opus, wo in dieser Stadt ein König herrschte aus Deukalions Geschlecht, so hochberühmt durch Kraft und Adel, daß von überallher die Fremden kamen, um ihn kennen zu lernen; an seinem glänzenden Hofe brachte auch Patroklos, der Sohn des Menötius, seine ersten Jugendjahre zu und so ging von Opus der Mann aus, dessen Waffenbrüderschaft mit Achilles das Altertum zum Ideal der Freundesliebe erhoben hat. Die Heldenthaten, welche die beiden zusammen vollbrachten, zählt Pindar ausführlich auf und stellt dann unmittelbar daneben das Lob des Freundespaars Epharmostus und Lampromachus, die auch zusammen gekämpft und gesiegt haben. Das Lied, welches den Verhältnissen so gut angepaßt war, verfehlte seine Wirkung gewiß nicht und Pindar durfte wohl im voraus Großes versprechen, da er sich bewußt war, daß er hinter den erregten Erwartungen nicht zurückbleiben werde. Diese neunte olympische Ode kann uns indessen

durch die Feinheit ihrer Anordnung auch noch zum Verständnis vieler anderer Oden anleiten, in denen allen die Aufmerksamkeit der Zuhörer von Anfang an gespannt wird durch Ankündigung eines Liedes, das man den Chariten verdanke, das also aus dem Quell göttlicher Eingebung geflossen sei; dieser Ankündigung folgt dann jedesmal ein Gesang, welcher die zartesten Verhältnisse des Lebens, Freundschaft, Eltern-, Geschwister- und Gattenliebe behandelt und durch treffende Beispiele aus den alten Sagen beleuchtet; es ist eine leichte und angenehme Aufgabe, die nötigen Belege zu dieser Behauptung aus Pindars Werken hier folgen zu lassen.

Die 6. pythische Ode, gerichtet an Xenokrates, den Bruder des Tyrannen Theron in Agrigent, beginnt mit dem Anruf:

Horchet auf!

Wahrlich der Chariten Flur bebauen wir.

Xenokrates hatte seinen Sohn Thrasybul mit einem Gespann nach Delphi geschickt, daß er sich dort im Wagenrennen um den Sieg bewerbe; Thrasybul gewann wirklich den Preis, ließ aber nicht sich als Sieger ausrufen, sondern seinen Vater, dessen Wagenlenker er nur gewesen sei. Pindar rühmt diesen Beweis kindlichen Sinnes in seiner Ode mit schwungvollen Worten; dem liebenswürdigsten unter den Helden der Vorzeit eifere Thrasybul nach, dem Antilochus, der für seinen Vater, den greisen Nestor, das junge Leben hinzuopfern bereit war. Denn da im Schlachtgetümmel vor Troja die Pferde des Nestor einst von Paris Pfeilen getroffen worden waren, fiel der Äthiopienfürst Memnon über den schwachen Greis her und hätte ihn erschlagen, wenn nicht auf sein Hilfseschrei Antilochus herbeigeeilt wäre. Dieser lenkte den Angriff auf sich ab und hielt dem übermächtigen Gegner stand, bis der Vater einen andern Wagen bestiegen hatte und entronnen war; dann aber sank er unter den Streichen des gewaltigen Memnon in den blutigen Tod. Sein tragisches Schicksal wird uns von Pindar in so ergreifender Lebendigkeit vor Augen geführt, daß man gerne bekennt, er habe mit diesem Liede eine köstliche Frucht auf dem Gebiete der Chariten geerntet.

Die 4. isthmische Ode ist überschrieben an den Ringer und Faustkämpfer Phylakidas von Agina, den Sohn des Lampon; sie gilt jedoch ebensowohl seinem Bruder Pytheas, der mit ihm wetteifernd einen Sieg nach dem andern von Nemea und vom Isthmus heimbrachte. Die Einleitung schließt der Dichter mit den Versen:

Ich bin mit den Chariten zu den Söhnen des Lampon gekommen
In diese wohlbestellte Stadt,

und bereitet hiedurch die Festversammlung vor auf das, was sie zu erwarten habe: Einen Gesang von brüderlichem Einvernehmen und vom Glücke einer Familie, in welcher die Söhne an Tüchtigkeit Ebenbilder des Vaters geworden sind. So sei es beim Geschlecht des Aakus gewesen, des alten Königs von Agina, dessen Söhne Telamon und Peleus selbst viel Ruhmvolles vollbrachten und wieder Väter heldenhafter Söhne wurden, des Aias und Achilles nämlich, deren Stärke die Trojaner im fernen Asien erfahren haben. Solche Geschlechter vom Schlag der Aakiden gebe es noch gegenwärtig in Agina, behauptet Pindar in leicht verständlicher Hindeutung auf Lampons Haus, und bringt für diese Behauptung einen vollgiltigen Beweis bei. Die Ode ist nämlich etwa drei Jahre nach der Schlacht bei Salamis, also im Jahre 477, geschrieben, kurz nachdem die Asiaten den Mut und die Kraft des Griechenvolkes so schwer zu fühlen bekommen hatten. In dieser Schlacht überglänzten die Agineten sogar die Athener an Tapferkeit und trugen das meiste zu dem glücklichen Ausgang bei; darum vergleicht Pindar ihr Verdienst mit einem Turme, an den sein poetisches Vermögen schwer hinanreiche; er hatte sich ja mit den übrigen vornehmen Thebanern dem Keryx ergeben, die Bürger von Agina aber führten die Sache Griechenlands, an der er verzweifelte, zu einem guten Ende; sie sind ihm Männer von der Art der alten Heroen:

Das hat jetzt im Kriege Salamis, des Aias Stadt, gezeigt,
Da es gerettet wurde durch Seemannskraft
Bei dem menschenvertilgenden Wetter des Zeus
In hageldichtem Morden unzähliger Männer.

Ohne Zweifel waren auch die Söhne des Lampon bei der Schlacht beteiligt; daß sie nach Besiegung der Feinde nicht untätig der Ruhe pflegten, sondern in den großen Kampfspielen den Preis der Tüchtigkeit auch unter ihren Landsleuten erringen wollten, das hat ihnen Pindar mit dem Beistand der Chariten in einem Liede gelohnt, welches ihre edle, brüderlich gleiche Sinnesart verewigte.

Ganz ähnlich wie die eben besprochene kündigt der Dichter die 7. istsmische Ode zum Schlusse der Einleitung als ein Charitenlied an:

Es muß ein Sohn des siebenthorigen Theben
An Ägina das Beste der Chariten reichen.

Gewidmet ist die Ode dem Ringer und Faustkämpfer Aleandrus aus Ägina, verfaßt wurde sie nach der Schlacht bei Platäa, als die erzürnten Griechen über das perfisch gesünnte Theben strenges Gericht gehalten hatten; darum geht Pindar mit schwerem Herzen daran, Kränze zu winden und das fröhliche Musenspiel zu treiben; doch hofft er, es werde alles wieder gut werden, „da ein gütiger Gott wenigstens die unerträgliche Kriegsnot, den Tantalusfelsen, der über Griechenland schwebte, abgewendet hat.“ Das größte Vertrauen setzt er auf die Ägineten, die durch ihre Fürsprache und Vermittlung den Haß gegen Theben wohl besänftigen könnten; deshalb erinnert er an die alte Mythe, daß Theba und Ägina Schwestern gewesen seien, Töchter des Stromgottes Asopus; Ägina wurde die Stammutter des Äakidengeschlechtes, welches zu preisen er als Bürger der Schwesterstadt ein besonderes Recht hat; das Schönste, was ihm die Chariten eingegeben haben, will er zu einem Preisgefang auf Ägina gestalten. Wirklich ist das Lied durch seine milde, um Versöhnung bittende Haltung wie auch durch die Auswahl der behandelten Mythen das weichste und zarteste geworden, das wir von Pindar besitzen; es schildert zuerst das Glück des Äakiden Peleus, der nach feierlicher Beratschlagung aller Olympier mit der Göttinn Thetis vermählt wurde, dann den Jammer der Totenklage an der Leiche ihres Sohnes Achilles,

welchen die Mutter den Unsterblichen gleich geboren hatte und den sie doch wie den armeligsten Menschen in den Tod dahinsinken sah; die wehmütige, zwischen Freude und Trauer schwebende Stimmung macht den Gesang zu einem Kleinod in dem Schatze der pindarischen Poesie.

Die 4. nemeische Ode schrieb Pindar für den äginetischen Knaben Timasarchus, der im Ringkampf zwar gesiegt hatte, dabei aber von seinem Gegner übel zugerichtet worden war. Pindar tröstet ihn: Die Schmerzen, die er auszustehen hat, werden bald vorübergehen; die Ehre aber, die er verdient hat, wird bleiben, weil sie in einem Liede besungen wurde, bei dem die Chariten gnädig mitgeholfen haben:

Fröhlichkeit ist der beste Arzt nach überstandner Mühsal
Und die verständigen Musenfinder, die Lieder,
Locken sie schmeichelnd herbei; nicht warmes Wasser
Schafft so wohl Erquickung dem Leibe als der Lobgesang thut
Zur Phorming erschallend; und dauernder als die That
Lebt die Rede fort, wenn sie der Mund mit Vergunst der
Chariten

Einem tiefen Gemüte entnommen hat.

Anknüpfend an die Bedrängnis, in welche der Knabe gekommen war, zeigt Pindar, daß es einen Sieg nur für den gebe, der gelernt habe, kleine Niederlagen zu überstehen. Auch die Akiden mußten Schweres erdulden; Peleus wurde flüchtig aus Agina und suchte in Iolkos beim Winterkönig Akastus eine neue Heimat; aber die Königin, deren Verführungskünsten er widerstand, verleumdete ihn bei ihrem Gemahl und dieser legte ihm einen Hinterhalt, dem er nur durch den Kentaurer Chiron entrann, welchen ihm Zeus zu Hilfe gesandt hatte. Seine Frömmigkeit gefiel den Göttern so sehr, daß sie einmütig beschloßen, ihm aus ihrer Mitte die Thetis zur Gemahlin zu geben; die Beherrscher des Himmels und des Meeres fanden sich zu seiner Hochzeit ein, brachten ihm Geschenke mit und saßen mit ihm an einer Tafel. Der Kern des Liedes, die Lehre, daß auf eine gut zugebrachte

Jugend ein glückliches Leben folge, ist wirklich im tiefsten Herzensgrund aus inniger Liebe zur Jugend erwachsen und mit dem Beistand der Chariten zu einem holdseligen Gesang erblüht. Die Erinnerung an des Timasarchus dahingeshiedenen Vater, welcher selbst lyrischer Dichter gewesen war, verstärkt noch den warmen, gemütvollen Eindruck, welchen das Lied macht. „Wenn der Vater des Sonnenlichtes sich noch erfreute, wie würde er die Laute schlagen, sinnend auf mannigfache Weisen für Siegesgesänge!“

In der 10. nemeischen Ode beginnt die erste Strophe mit den Versen:

Des Danaus Stadt, ihr Chariten,
Argos besinget, der Hera gottgeziemenden Wohnsitz!

Die Ode wurde verfaßt zu Ehren des Argivers Theaios, der im Ringen den Preis gewonnen hatte; sein ganzes Geschlecht von mütterlicher Seite war ungemein reich an ausgezeichneten Kämpfern und hatte dieses Glück nach alter Überlieferung den Dioskuren zu verdanken, die einst im Hause eines Urahns des Theaios eingekehrt waren und gastliche Bewirtung erfahren hatten. Dem entsprechend bildet den Hauptinhalt des Gesanges jener rührende Mythos von der Liebe, die Polydeukes gegen seinen Bruder Kastor bewies, als derselbe im Kampfe gegen Idas und Lynkeus gefallen war; da betete Polydeukes zu seinem Vater Zeus, er möge ihn auch sterben lassen, weil er lieber mit seinem Bruder die finstere Todesgruft teilen, als ohne ihn eines ewigen Lebens im Olymp genießen wolle. Daraufhin nahm Zeus dem Polydeukes zur Hälfte die Gabe der Unsterblichkeit und übertrug sie auf Kastor, so daß abwechselnd immer der eine im Grabe liegend dem andern seinen Platz im Olymp einräumt. Ehe die ausführliche Erzählung des Mythos beginnt, ist Vers 38 wiederum der Chariten Erwähnung gethan:

Deinem mütterlichen, vielbekannten Geschlecht, o Theaios,
Folgt Kampfglück häufig und Ehre
Durch der Chariten und Tyndariden Gunst.

Die Söhne des Tyndareus also, das sind die Dioskuren, machten bei den Kampfspiele, welchen sie von Zeus zur Aufsicht und Lenkung beigeordnet waren, ihren Einfluß für das Haus des Theaios geltend, und die Chariten sorgten dafür, daß die gewonnenen Auszeichnungen in würdiger Weise gelobt und besungen wurden. Das „vielbekannte“ Geschlecht des Theaios war ohne Zweifel noch in zahlreichen anderen Epinikien verherrlicht; in dem unsrigen ist der Stoff so ansprechend und zum Herzen dringend gewählt, daß die Chariten darin ihre ganze Meisterschaft in Bewegung des Gemütes aufgebieten zu haben scheinen.

Der Anfang der 9. pythischen Ode, die einem vornehmen Kyrenäer Telesikrates zugeeignet ist, lautet folgendermaßen:

Von dem erzbeschildeten Sieger, von Telesikrates,
Meldung zu thun will ich meine Stimme erheben
Mit den festlich gewandeten Chariten.

Der gepriesene Held hatte zu Delphi den Wettlauf in der Waffenrüstung, belastet mit dem ehernen Schilde, mitgemacht und als erster das Ziel erreicht. Der ihm gewidmete Lobgesang ist von bedeutendem Umfang und nimmt auch seinem poetischen Werte nach eine hervorragende Stellung in Pindars Werken ein; mit Rücksicht darauf, daß Telesikrates zu jener Zeit gerade auf Freierrufen ging, sind in dem Gedicht zwei anmutige Liebesidyllen behandelt, zuerst die Sage von der kühnen Jägerin Kyrene, die in Thessalien die Wälder durchschweifte und die wilden Tiere ausrottete; einmal als sie mit einem Löwen kämpfte, sah sie Apollo und beschloß in Bewunderung ihres Mutes und ihrer Stärke, sie zu seiner Braut und zu einer mächtigen Königin zu machen; er führte sie auf seinem goldenen Wagen nach Afrika und setzte sie zur Herrin des kyrenäischen Landes ein. Diese Erzählung nebst dem Lob des Telesikrates, „den sich alle kyrenäischen Jungfrauen zum Gemahl, alle Frauen zum Sohne wünschen“, füllt den ersten Teil der Ode aus, neunzig lange Verse, welche keine geringen Anforderungen an die Kräfte des Chores stellten, der sie vorzutragen hatte. Gleichwohl nimmt Pindar noch einen neuen Mythos

in Angriff, schöpft aber vorher sozusagen frischen Atem, indem er mit einem kurzen Gebet die Chariten anruft:

. . . . Der hellstimmigen Chariten
Keine Erleuchtung verlasse mich nicht!

Dann beginnt er von der Brautfahrt des Alexidamos, wie derselbe nach der libyschen Stadt Iraja hinzog, wo der König Antaios einen Wettlauf veranstaltete; an das Ende der Rennbahn stellte er seine Tochter und kündigte den Bewerbern an, wer zuerst sie am Kleid berühre, der solle ihre Hand und das Königreich besitzen; Alexidamos war der Glückliche und unter dem Jubel der numidischen Wüstenreiter führte er sich eine Gemahlin als Preis vom Spiele weg. Die beiden Abteilungen des Festliedes sind in einem äußerst heitern, muntern Ton gehalten und diese Stimmung sowohl wie der erotische Inhalt des Liedes mag den Dichter veranlaßt haben, zweimal nachdrücklich die Mitwirkung der Chariten bei der Abfassung wie beim Vortrag der Ode zu betonen; ja er spricht von ihnen, wie wenn sie persönlich im Festgewand zum Siegeszug sich eingefunden hätten, um ihre Teilnahme am Glück und an der Freude des Telephrates zu bezeigen, mit ihren hellen Stimmen im Chor mitzufingen, den Dichter mit stets neuer Begeisterung zu erfüllen und bei ihm wie bei dem Chor und bei den Zuhörern keine Abspannung und Ermüdung aufkommen zu lassen.

Wir können die Proben, die wir bisher von Äußerungen Pindars über die Chariten mitgeteilt haben, in eine Klasse zusammenfassen, welche dann nicht die meisten, aber die wichtigsten auf die Chariten bezüglichen Hinweisungen Pindars enthält; in allen den angeführten Stellen wird nämlich nicht bloß einfach etwas von den Chariten ausgesagt, sondern ihr Name nimmt einen ausgezeichneten Platz in dem Grundplan des Liedes ein, indem er entweder unmittelbar an der Spitze der Ode steht oder die Einleitung abschließt und zum Hauptthema des Gesanges überführt. Wie ein hohes Portal stellt Pindar den Charitennamen an den Eingang dieser Lieder in wohlberechneter Absicht. Der Zuhörer soll bei Zeiten darüber aufgeklärt werden, daß es einen Lustgang

durch das reizende Gebiet der Charitenpoesie gelte; nicht Regeln verständiger Lebensweisheit oder Grundsätze hoher Staatsklugheit sollen erörtert, nicht starrer Mannesmut und strenge Verstandes-tugend sollen gefeiert werden, sondern die weichsten Regungen des Gemüthes, kindliche Dankbarkeit, innig frommer Sinn, aufopfernde Freundschaft, bräutliche Liebe verspricht der Dichter dem Zuhörer in lebendigen Gestalten vor Augen zu führen, damit sie ihn als die echten Kinder der Grazie durch ihr bezauberndes Spiel erfreuen. Die vorherige Ankündigung eines lieblichen und lebenswürdigen Themas erleichtert das Verständniß des Gesanges sehr und erhöht durch die Spannung, welche sie erregt und welche Pindar dann so befriedigend wieder löst, wesentlich den Genuß an dem poetischen Kunstwerk. Von diesem Gesichtspunkt aus sind noch zwei weitere, die Chariten betreffende Stellen zu beurtheilen, welche wir deshalb der nämlichen Klasse wie die vorausgehenden zuteilen wollen; der Charitenname hat darin ebenfalls einen merkwürdigen Platz bekommen, aber nicht am Anfang, sondern am Schlusse des Liedes; in der 9. nemeischen Ode nämlich lauten die letzten Verse:

. O Vater Zeus,
Ich bitte, daß ich solche Heldenkraft darf singen
Mit den Chariten und besser als viele preisen
Den Sieg, zunächst treffend dem Ziele der Mäusen.

Die Erklärung dieses seltsamen Abschlusses ergibt sich leicht aus den Verhältnissen, unter denen die Ode zum Vortrag kam; sie ist zu Ehren des sizilischen Feldherrn Chromios verfaßt und wurde bei seinem Einzug in die Stadt auf dem Weg nach seinem Palaste gesungen; dort war schon ein großes Festmahl zugerichtet, bei welchem Pindar nochmal im Wettstreit mit andern Dichtern und Chören auftreten sollte; zu diesem Zwecke hatte er ein zweites Lied vorbereitet, mit dem er alle seine Nebenbuhler zu überbieten hoffte. Dasselbe ist uns nicht erhalten; aber die letzten Verse der obigen Ode leiten schon zu jener zweiten anschließenden Ode über und verraten uns vom Inhalt derselben wenigstens das eine, daß er dem Kreis der Chariten entnommen war und deshalb den Dichter unbesorgt um den Ausgang in den Sängerkrieg eintreten ließ.

Die zweite hieher gehörige Stelle bildet den Schluß der 5. nemeischen Ode, in welcher Pytheas, der schon früher genannte Sohn des Lampon, gefeiert wird. Derselbe war damals noch ein Knabe und die Zeit der Abfassung fällt also mehrere Jahre vor die salaminische Schlacht. Zu Ende des Liedes wird nun ein gewisser Themistios, wahrscheinlich ein Verwandter des Pytheas ¹⁾, ehrenvoll genannt:

Rufe es laut! Als Faustkämpfer und im Panfration
 Hat er zu Epidaurus doppelte Siegesehre gewonnen,
 Und bringt zur Vorhalle des Afus frischgrünende
 Blumenkränze mit den blondlockigen Chariten.

Leicht verständlich ist hier die Anspielung auf den Brauch, bei der Rückkehr von den Kampfspieleu zuerst zum Tempel der heimatischen Schutzgotttheit, in unserem Falle zum prächtigen Akeion der Aigineten zu ziehen und dort in der Vorhalle, ehe man im Heiligtum selbst sein Dankgebet verrichtete, die gewonnenen Kränze zum dauernden Andenken aufzuhängen. Daß Themistios dieser Sitte in Begleitung der blonden Chariten nachgekommen sei, scheint eine Hinweisung auf fröhliche erotische Gesänge zu enthalten, unter denen er seinen Zug zum Tempel abhielt. Das helle Goldhaar, im Altertum eine gewöhnliche Zierde jugendschöner Götter und Heroen, erinnert sogleich an die Auffassung der Chariten als Liebesgottheiten, welche besonders dem spätern Altertum geläufig war. Die Begriffe Grazie und Liebe sind eben so nahe verwandt, daß die Trägerinnen des einen Namens notwendig auch vom andern etwas annehmen mußten. Denn wenn nach unserer früheren Erklärung, die wir aus Pindars Ode an die orchomenischen Chariten abgeleitet haben, die Grazie das Geschick ist, die lichteste und angenehmste Seite an den Dingen herauszufinden und in den Vordergrund zu rücken, so sieht man leicht, daß sie durch ihr Auftreten überall den Eindruck liebevoll besorgten Eifers um das Wohl ihrer Umgebung machen muß; insofern sind die Anmuts-

¹⁾ Aber nicht sein Großvater, wie die Scholien vermuten, sondern vielleicht ein Geschwisterkind, das den Namen des Großvaters trug.

göttinnen auch bei Pindar wahrhaftige Liebesgotttheiten und sie werden es noch mehr, wenn sie den Dichter zu einem Liede begeistern, wie das dem Telephrates gewidmete eines war, dessen Inhalt sich ganz und gar um glückliche Vermählung und Hochzeitsfeier dreht. Ähnlich wird man sich jene Chorgesänge denken müssen, mit welchen die blondlockigen Chariten dem Themistios das Geleite zum Askustempel gegeben haben.

Eine zweite Klasse von Stellen, in welchen Pindar die Chariten nur nebenbei erwähnt, ohne ihnen einen maßgebenden Einfluß auf das Zustandekommen der Dichtung zuzuschreiben, können wir kürzer abhandeln. Die Chariten erscheinen hier durchweg als die Genien geselliger Fröhlichkeit. Das frische, freundige Leben, das sich beim Festzug entwickelt, ist ihr Werk ¹⁾; die ganze Stadt begeht mit den Chariten den Ehrentag des siegreichen Mitbürgers und seines Hauses ²⁾; Zeus selbst schaut um der Chariten, seiner lieben Kinder willen, gnädig auf die Festversammlung ³⁾. Die Götter also den Menschen und die Menschen unter sich zu befreunden, dazu sind die Chariten vor allem willig und geschickt und die Mittel, deren sie dazu sich bedienen, sind die höheren geistigen Genüsse, welchen sie den Sterblichen mit der edlen Sangeskunst vom Himmel gebracht haben. Am reichlichsten spenden sie natürlich dem Helden des Tages von der Süßigkeit ihrer Gaben; die Blüten begeisterten Lobgesangs bieten sie ihm zum Geschenke dar ⁴⁾; sie überkleiden ihn bei seinem Triumphzuge mit dem Schimmer überirdischer Hoheit und verleihen seiner Gestalt Anteil an der lieblichen Würde und Anmut, die ihr eigenes Wesen ausmacht. „Wie der Abendstern glänzte er im Kreise der Chariten“ ⁵⁾, „Dich bestrahlen die schönlockigen Chariten“ ⁶⁾, in dergleichen Ausrufungen belehrt uns Pindar hinlänglich, durch wessen Gunst die Person des Siegers zum leuchtenden Stolz und Schmuck des Festes geworden ist. Die gleiche selige Freude aber, welche die Chariten dem Sieger selbst in die Brust hauchen, breitet sich auch über sein ganzes Geschlecht aus; wie die Gefilde unter des Himmels Tau neu aufleben, so ein

¹⁾ J. III, 8. — ²⁾ O. VII, 93. — ³⁾ O. IV, 9. — ⁴⁾ O. II, 55. — ⁵⁾ N. VI, 38. — ⁶⁾ P. V, 45.

Stamm, welcher lange der Siegesehre entbehrt hat und nun doch wieder Sprößlinge getrieben hat, welche den Kampf wagen und gewinnen und „der Chariten schönsten Tau“¹⁾, die Fülle der Siegeshymnen, auf ihr väterliches Haus herabziehen. Wo also die Chariten mit den Menschen verkehren, da ist jugendlich blühendes Leben und Gedeihen²⁾; umgekehrt, wo sie sich fernhalten, da ist Mißgestalt, Unbeliebtheit und Vereinsamung³⁾. Dies ist der leitende Gedanke, nach dem sich die schon citierten und noch einige andere Stellen⁴⁾ in eine Klasse vereinigen lassen. Haben die Chariten in der ersten Abteilung von Stellen, die wir ausgeschieden haben, vor dem Feste ihres anmutigen Amtes gewaltet, indem sie den Entwurf zum Festlied, „die süße Frucht des Geistes“, im Dichter gezeitigt haben, so sind sie zufolge der Auffassung, wie sie aus der zweiten Klasse der angeführten Stellen Pindars hervorgeht, auch während des Festes thätig und tragen das Beste zu einem glänzenden Verlauf der Feier bei.

In eine dritte und letzte Klasse endlich können wir alles das unterbringen, was bei Pindar über die Charis in der Einzahl ausgesagt ist; sowie nämlich Pindar in der Regel vom ganzen Chor der Musen spricht, manchmal jedoch an eine einzige Muse sich wendet, die er dann seine Mutter, die heilige, goldene nennt, auf welche er zumeist sein Vertrauen setze, so wechselt er auch mit Einzahl und Mehrzahl im Gebrauch der Namen Charis und Chariten ab. Dabei entsteht nun die Schwierigkeit, den Singular Charis, als Persönlichkeit gefaßt, zu unterscheiden von dem bekannten griechischen Wort χάρις, welches Dankbarkeit, Freude oder Anmut bedeutet. Eine ganze Reihe von Stellen könnte man aufzählen, bei welchen die Herausgeber Pindars unschlüssig vor dieser Frage stehen und die Meinungen schwanken, indem sich die einen für die Schreibung χάρις, die andern für Χάρις entscheiden. Die Unklarheit wird um so größer, weil mehrere von diesen Stellen zu den dunkelsten bei Pindar gehören und ihr Sinn nicht genau

¹⁾ J. V, 59. — ²⁾ P. VIII, 22. — ³⁾ P. II, 42. — ⁴⁾ J. I, 6; J. II, 19; fragm. prosod. 3.

erfaßt werden kann. Scheiden wir nun zuerst diejenigen Verse¹⁾ aus, in denen das Wort *χάρις* ziemlich deutlich den allgemeinen Gattungsbegriff „Dank“ enthält und demgemäß zu übersetzen ist, so bleiben noch gegen zwanzig Stellen übrig, bei denen man zweifeln kann, ob Pindar über die Göttin Charis etwas darin aussagen wollte oder nicht. Bei dreien von diesen Stellen, nämlich O. I, 18; VII, 5; VIII, 80 hat *χάρις* einen objektiven Genitiv bei sich und ist, seiner Ableitung von *χαίρω* entsprechend, zu übersetzen mit „Freude wegen Pisa und Pherenikos, Freude am Gastmahl, Freude an den Blutsverwandten“, folglich nicht als Eigename zu erklären²⁾. Desgleichen nicht in O. II, 11 und P. V, 102, wo wir Reichtum und Freude (*πλοῦτον καὶ χάριν*) und Glück und Freude (*ὄλβον καὶ χάριν*) nebeneinandergestellt sehen³⁾. Auch die Ausdrücke in O. XI, 98; P. VIII, 90; J. III, 90: *χάριν ὀρνύειν, ἀναπάσσειν, ἐπιστάζειν*, Freude erregen, austreuen, aufträufeln, lassen die Annahme nicht zu, daß hier über die Person der Charis etwas ausgesagt sei; denn Pindar liebt es nicht, die Namen von Persönlichkeiten metonymisch statt der Sachen zu gebrauchen, die zu ihnen in Beziehung stehen, und dann mit diesen Namen wie mit leblosen Objekten umzugehen⁴⁾; doch sagt er — ein festes Beispiel dieser Art von Metonymie bei Pindar — P. V, 65: *διδόναι Μοῖσαν* im Sinne von „die Musenfunkst ver-

¹⁾ O. I, 75; VIII, 8, 57; XI, 12, 18, 81; P. I, 76; II, 17, 70; XI, 12; N. VII, 75; J. VI, 17. — ²⁾ Der Plural *χάριτες τοίων* (viele Freude wirst du daran erleben); P. IV, 275. — ³⁾ In P. III, 72 heißen die Gesundheit und der Festzug zwei *χάριτες*. — ⁴⁾ Dagegen legt Pindar sehr oft leblosen Dingen menschliche Eigenschaften und Handlungen bei; deshalb darf man die Schreibung *Χάρις* in O. VI, 76; VII, 11 u. a. nicht damit rechtfertigen, daß die Charis hier ganz wie ein vernünftiges, bewußtes Wesen handle, sondern man muß sich nach anderen Kriterien umsehen; denn Pindar erlaubt sich in Übertragung von persönlichen Zuständen und Thätigkeiten auf leblose Dinge geradezu das Äußerste, wie es schwerlich ein anderer Dichter vor ihm oder nach ihm gewagt hat, und darum ist der Schein vernünftigen bewußten Handelns, welcher einem Subjekt von ihm beigelegt wird, durchaus kein Beweis dafür, daß dieses Subjekt eine Person sei, vergl. O. I, 33; II, 19; III, 6, IV, 11; V, 13; VI, 97; VII, 83, 86; VIII, 28, 55; XI, 55; XIII, 37. P. I, 2, 72; IV, 195, 219; VIII, 33; X, 8. N. I, 46; III, 6; IV, 44; V, 2; VI, 40, 50; J. III, 58; VI, 16 u. a.

leihen“ (Apollo gibt die Muse, welchen er will), und wir können uns der Folgerung nicht entziehen, auch O. VII, 89 zu schreiben: *Zeῦ πάτερ, . . . δίδοι τε οἱ αἰδοίαν Χάριν καὶ ποτ' ἀστῶν καὶ ποτὶ ξείνων*, verleihe ihm die bescheidene Charis in den Augen der Bürger und Fremden; d. h. die Gabe, durch bescheidenes Auftreten sich beliebt zu machen bei den Bürgern und bei den Fremden. Dieselbe *αἰδοία Χάρις*, bescheidene Anmut, begegnet uns O. VI, 76, wo sie über den siegreichen Wagenlenker Wohlgestalt und lebenswürdiges Aussehen wie Balsam ausgießt. Als eine Gabe des Zeus ist sie wieder P. III, 95 in *Διὸς Χάριν μεταμειψάμενοι* zu fassen und zwar bedeutet sie hier wie oben die allgemeine Wertschätzung, die auf der Tüchtigkeit und Bescheidenheit ruht; und nachdem es einmal feststeht, daß Pindar die Muse und Charis für eine vom Himmel geschenkte Gabe ansieht, werden wir auch P. XI, 58 *εὐώνυμον Χάριν, χαρίσταν*¹⁾ *κτεάνων* lesen und erklären: Die Charis, welche guten Ruf bringt, die köstlichste Gabe, die einem Geschlechte zufallen kann; diese Gabe des Wohlgefallens darf man nicht hochmütig verschmähen N. X, 30; man muß sie aufsuchen da, wo sie ihre vornehmste Heimstätte aufgeschlagen hat, in dem Bereich der Poesie P. X, 64; sie zeigt den Sterblichen jedes Ding in einem schöneren Lichte O. I, 30. In all' diesen Fällen nehmen wir also die Charis für eine Gottheit, welche denselben Charakter trägt, den wir früher an den Chariten nachgewiesen haben, nur daß sie in der Einzahl ein mehr allegorisches und schattenhaftes Dasein führt. Dasselbe gilt in zwei weiteren Fällen, in denen sie als die Seele des Festes, als die Wonne des Siegers, des Chores und des Volkes uns entgegen tritt, in dem Fragment des Dithyrambus nämlich, der auf dem Markt zu Athen gesungen wurde und anfängt: „Sehet an den Chor, ihr Olympier; sendet die glorreiche Charis her, ihr Götter!“ und O. VII, 11, wo die lebenserfrischende Charis ihr Auge liebevoll auf dem Sieger ruhen läßt beim Klange der Saiten und Flöten. Bei der einen oder anderen zweifelhaften Stelle, die jetzt etwa noch übrig ist, wie z. B. J. V, 48,

¹⁾ Auch das Femininum *χαρίσταν* anstatt *χαρίστον* fällt für die Persönlichkeit der Charis ins Gewicht.

sind wir immer geneigter, die Charis für eine Person als für einen abstrakten Begriff zu erklären; durch die Werke Pindars sind ja überhaupt die Namen von Gottheiten so zahlreich verstreut, daß schon die thebanische Dichterin Korinna ihren Landsmann vor Übermaß in dieser Hinsicht gewarnt haben soll durch die Bemerkung: Man muß mit der Hand, nicht mit dem Sacke säen. Diese Eigenart Pindars, seine Gedichte durch Einführung höherer Gewalten zu beleben, soll ihm auch unverkümmert belassen werden, weil sie ihr gutes Recht für sich hat; denn „das Gewöhnliche zieht den Menschen nicht an; was unter ihm ist, vermag seine bessere Natur nicht zu fesseln; nur das Höhere übt eine süße Gewalt und je erhabener der Gegenstand ist, desto mächtiger ist der Reiz.“ In Erkenntnis dieser Wahrheit hat Pindar gehandelt, wenn er lieber von der Gottheit Charis singen wollte, als von den alltäglichen Begriffen: Freude, Anmut und Reiz, und zur Würdigung dieser seiner Absicht haben wir der dritten Klasse der auf die Chariten bezüglichen Stellen eine größere Ausdehnung gegeben als ihr in irgend einer Ausgabe Pindars eingeräumt wird.